

Was (zu) mir gehört ...

Über die Suche nach Identität und Heimat

HANS-JOACHIM HÖHN

„Man kann einen Menschen aus der Heimat vertreiben, aber nicht die Heimat aus dem Menschen“ (Erich Kästner). Heimatvertriebene – das sind Menschen, die abgeschoben, ausgebürgert und zur Flucht gezwungen wurden. Abgeschoben, ausgebürgert und verflüchtigt aus dem Wortschatz vieler Intellektueller ist für geraume Zeit aber auch das Wort „Heimat“ gewesen. Es wurde dabei eskortiert von „Vaterland“ und „Volk“. Man sah ihm an, dass es ideologischen Missbrauch hinter sich hatte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts gönnte man ihm zwar eine entpolitisierte Erholungspause. Aber es kam nicht wirklich zu Kräften. Auf die demagogische Verengung folgte die volkstümelnde Banalisierung. „Heimat“ geriet in die Hände der Brauchtumpflege und in die Fänge des Musikantenstadls. Oft hat man „Heimat“ großen Worten vorangestellt und dabei ihren Gehalt auf ein provinzielles Maß reduziert: Heimaterde, Heimatliebe, Heimatmuseum, Heimatroman. Gerne lädt man das Wort „Heimat“ auch ein, an Stammtischen Platz zu nehmen. Denn es liebt das Bodenständige und stemmt gerne Bierkrüge. In der Zeitschrift „Landlust“ tritt es als Markenbotschafter auf. Es ist unterwegs bei Trachtenumzügen in Dirndl und Lederhose. Es liefert das Bühnenbild bei Vereinsjubiläen und Schützenfesten. „Heimat“ sorgt für behagliche Sozialromantik.

Natürlich stehen hinter diesen Aufzählungen und Anspielungen überholte Klischees. Denn längst hat sich „Heimat“ auch einen Platz im Wörterbuch der Sozialkritik gesichert. Es steht nicht mehr bloß im Vokabelheft der Nostalgiker. Linke und grüne Intellektuelle holen es aus dem Sprachexil zurück. „Heimat“ ist das Alias-Wort für eine Umwelt, die man vor dem sozialen, kulturellen und ökologischen Ausverkauf schützen will. Heimat und Tradition mobilisieren angesichts der Glo-

balisierung neoliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftskonzepte starke Gegenkräfte. Sie zählen zu den wenigen Größen, die einen Wert, aber keinen Preis haben. Sie bilden wichtige Ressourcen für die Wahrung des Eigenstandes und Eigenrechtes des kulturell Partikularen und regional Besonderen. Kriegsflüchtlinge, Asylsuchende und Migrant*innen haben der Debatte um Heimat und Fremdheit eine neue, politisch brisante Wendung gegeben und sie auf dramatische Weise aus dem Winkel des Provinziellen herausgeholt.¹

Allerdings hat diese Entwicklung nichts daran geändert, dass von „Heimat“ meistens dann Gebrauch gemacht wird, wenn man in einen Rückspiegel schaut. Der aktuelle Heimatdiskurs ist retrospektiv ausgerichtet. Der Gedanke an die Heimat lässt die „Wünschelrute der Erinnerungen“ (A. Assmann) ausschlagen. Er führt zurück an Orte und Zeiten, die der Mensch hinter sich lassen musste. Er macht bewusst, wie wenig man diesen Verlust verwinden kann. Heimatorte sind zwar räumlich noch zugänglich, jedoch bleibt der Zutritt in die Zeit verwehrt, in denen sie soziale Zugehörigkeiten und Gemeinsamkeiten stifteten. Heimatorte können nicht festhalten, was einst an Ort und Stelle jenen Grundstock an Welt- und Wirklichkeitsvertrautheit entstehen ließ, von dem man heute noch zehrt und der mit der Zeit von der Zeit aufgezehrt wird. Mit dem Begriff „Heimat“ füllt der moderne Mensch den Gedächtnisspeicher seiner Herkunft und seiner Identität.² Dieser Speicher hat jedoch etliche undichte Stellen. Ihm muss immer wieder zugeführt werden, was er allmählich verliert.

Dass in der späten Moderne noch und wieder über Heimat gesprochen werden muss, liegt an ihren Fortschrittsprojekten sowie an deren Ausmaß, Geschwindigkeit und Konsequenzen. Fortschrittsprojekte machen diese Epoche zum Zeitalter permanenter Innovationen und beschleunigter Veränderungen.³ Für moderne Zeiten ist typisch, dass der Mensch sich in einer Welt zurechtfinden muss, in der immer weniger

1 Vgl. E. Costadura u. a. (Hg.), *Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*, Bielefeld 2019; K. Karl/Ch. Ubrig (Hg.), *Zwischen Heimat und Fremde. Auf der Suche nach dem eigenen Leben*, Münster 2019; J. Hasse (Hg.), *Das Eigene und das Fremde. Heimat in Zeiten der Mobilität*, Freiburg im Breisgau/München 2018; Ch. Bauer, *Heimat in einer offenen Welt? Ressourcen für ein spätmodernes Kohärenzgefühl*, in: S. A. Strube (Hg.), *Das Fremde akzeptieren*, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2017, 153–168; U. Hemel/J. Manemann (Hg.), *Heimat finden – Heimat erfinden. Politisch-philosophische Perspektiven*, Paderborn 2017; A. Adamavi-Aho Ekué u. a. (Hg.), *Heimat(en)? Beiträge zu einer Theologie der Migration*, Zürich 2017.

2 Vgl. hierzu M. Vorländer (Hg.), *Sehnsuchtsort Heimat*, Leipzig 2018.

3 Vgl. Hans-Joachim Höhn, *Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung*, Darmstadt 2006.

von dem, was ist und war, künftig noch sein wird. Damit schwinden zunehmend alle lebensweltlichen Bestände, die geeignet schienen, dauerhaft Identität, Orientierung und Sicherheit zu geben. Zugleich entsteht ein enormer Bedarf an Konstanz und Verlässlichkeit, ohne dessen Erfüllung die ständigen Veränderungsschübe nicht auszuhalten sind. Um in der eigenen Biografie den roten Faden nicht zu verlieren, müsste es möglich sein, die jeweilige Gegenwart auf das im Wandel nicht erst Kommende, sondern angesichts aller Veränderungen gleichwohl Bleibende auszurichten. Würden alle Herkunftselemente in demselben Maße veralten und verschwinden, wie Innovationselemente hinzukommen, gäbe es kaum die Chance der Selbstvergewisserung.⁴ Unter dieser Rücksicht ist es zweifellos sinnvoll, Heimat als Suchbegriff für jene mitlaufenden Anfänge der Biografie einzusetzen, die einen Menschen davor bewahren mit sich selbst zu fremdeln.

Wer „Heimat“ und „Identität“ definieren soll, kommt daher ohne eine biografische, kulturelle oder historische Rückblende nicht aus.⁵ Wer eine Heimat erhalten oder neu finden will, muss sich dabei aber auch auf Fehlanzeigen einstellen. Häufig ist nicht mehr vorhanden, was man erhalten will, und oft bleibt aus, wonach man sucht. Von beidem soll im Folgenden die Rede sein – und ebenso von (Ent-)Täuschungen beim Suchen und Finden von Identität.⁶ Identitätsfindung und Beheimatung bedingen einander, aber sie verweisen auch auf eine Spannung, ohne die es weniger nötig wäre, von ihnen Aufhebens zu machen: Identität und Heimat markieren das „fehlende Passende“, wenn es dem Menschen um Selbst- und Sozialakzeptanz geht.

Identität: Was fehlt und passt

Wo es um's Identifizieren geht, sind Übereinstimmungen gefragt. Identitätsprobleme tauchen bei Unstimmigkeiten auf. Bei einer Personenkontrolle an einer Grenze ist mit Schwierigkeiten zu rechnen, wenn das aktuelle Aussehen mit dem Passbild nicht übereinstimmt. Die Feststel-

4 Vgl. H. Lübke, *Zivilisationsdynamik. Ernüchterter Fortschritt – politisch und kulturell*, Basel 2015.

5 Vgl. dazu den Überblick von S. Scharnowski, *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019.

6 Im Folgenden werden Überlegungen zum Nexus von Identität und Heimat fortgeschrieben, die breit ausgeführt sind in *Hans-Joachim Höhn*, *Ich. Essays über Identität und Heimat*, Würzburg 2018; *ders.*, *Identität und Heimat. Schlaglichter auf eine prekäre Beziehung*, in: *Ökumenische Rundschau* 68 (2019), 309–318. Vgl. ferner H. Keupp, *Beheimatung als Identitätsarbeit in einer entgrenzten Welt*, in: *Theologie und Glaube* 105 (2015), 104–121.

lung von Identitäten geht jedoch über die Ermittlung von Personalien hinaus. Personale Identität liegt erst dort vor, wo Übereinstimmung und Zustimmung gegeben sind. Es geht um die Übereinstimmung mit mir selbst und um meine Zustimmung zu mir selbst: „Das bin ich, so bin ich – und das ist auch *gut* so!“

Identität hat mit Zustimmung und Akzeptanz zu tun. Aber bei Identitätsvergewisserungen geht es nicht nur um die Bestätigung von Selbstübereinstimmung und Selbstakzeptanz. Es geht auch um Selbstoptimierung und Daseinsoptimierung. Sich selbst und die Welt kann man ehesten dann akzeptieren, wenn sich Zustimmungsdiskrepanzen überwinden lassen und aus Ich und Welt noch etwas Besseres machen lässt, als es beide Größen *de facto* sind. Der Fortschrittsmythos der Moderne verspricht dem Menschen, dass er optimieren kann, was die Natur oder die Evolution aus ihm und seiner Welt gemacht hat. Mittels Wissenschaft und Technik sind Weltverbesserungen möglich, die wiederum die Aussichten auf eine Akzeptanz des Daseins in dieser Welt verbessern.

Ein akzeptables Leben muss für den modernen Menschen aber auf jeden Fall ein freies und ein eigenes Leben sein. Das Versprechen eines eigenen Lebens hat in den letzten 50 Jahren eine enorme Dynamik entwickelt. Wo es ernst genommen wurde, hat es Gesellschaft und Kultur, aber auch das Leben des Einzelnen radikal verändert. In der zeitgenössischen Soziologie und Sozialpsychologie sind diese Veränderungen mit dem Containerbegriff „Individualisierung“ erfasst worden.⁷ Er steht für Umbrüche, die Zerfall und Neubeginn markieren und erahnen lassen, was dem Menschen fehlt und was er erstrebt, wenn es ihm um ein eigenes Leben geht.

- Eigenes Leben füllt die Leerstellen, die durch die Erosion und abnehmende Bindungswirkung traditioneller Sozialzusammenhänge entstehen. Wenn lebensweltliche Prägungen (z. B. Milieu, Konfession) verblassen und sich industriegesellschaftliche Muster sozialer Zugehörigkeit (Klasse, Schicht) abschwächen, wächst der Anteil individueller Selbstbestimmung. Eigenes Leben setzt voraus, dass man aus jeder Gemeinschaft, der man angehört, wieder austreten kann.
- Eigenes Leben wird möglich, wenn Biografien nicht mehr an Idealverläufen gemessen und von überkommenen Rollenzuschreibungen normiert werden. Wenn Abweichungen von solchen Vorgaben üb-

⁷ Einen instruktiven Überblick bietet *M. Junge*, Individualisierung, in: *V. Steenblock* (Hg.), *Zeitdiagnose* (Kolleg Praktische Philosophie 3), Stuttgart 2008, 70–101.

lich werden, ist ein selbstbestimmtes Leben nicht mehr Ausnahme, sondern Normalfall.

- Eigenes Leben wird möglich, wenn Lebensform, Wertpräferenzen und Weltanschauung zu einer Angelegenheit der individuellen Wahl und Entscheidung werden. Kann ein gutes Leben im Plural entworfen werden, ist das Insistieren auf Individualität nicht Ausdruck eines moralischen Relativismus, sondern weitet den Horizont der individuellen moralischen Verantwortung.

Diese Tendenzen und Umstände begleiten einen Zuwachs an Entscheidungsmöglichkeiten und subjektiv wählbaren Optionen der Lebensführung. Den individualitätsförderlichen Effekten von Modernisierungsprozessen stehen aber auch erhebliche Verluste und Verunsicherungen gegenüber: „(1) Menschen fühlen sich durch den Abbruch verlässlicher Traditionen ‚entbettet‘ in ihrer individuellen Lebensführung; (2) individuelle und kollektive Lebensmuster, die vormals als Schnittmuster der Lebensführung gelten konnten, wurden entgrenzt; (3) Erwerbsarbeit, eine der wesentlichen Säulen einer stabil empfundenen und ‚eingebetteten‘ Identität, wird zunehmend brüchig; (4) multiphren Situationen, d. h. fragmentierte Erfahrungswelten, werden zur Normalerfahrung; (5) ‚virtuelle Welten‘ werden zunehmend zu neuen Realitäten (6) das Zeitgefühl der Individuen erfährt insgesamt eine ‚Gegenwartsschrumpfung‘, die Halbwertszeit von Wissen und das Verhältnis zu Vergangenheit und Gegenwart ändern sich; (7) die möglichen Lebensformen, beispielsweise in Familienstrukturen, sind radikal pluralisiert; (8) Geschlechterrollen haben sich dramatisch verändert; (9) die Individualisierung verändert das Verhältnis vom Einzelnen zur Gemeinschaft; (10) der Verlust des Glaubens an mächtige Deutungsinstanzen führt zu einer Individualisierung der Suche nach dem Sinn.“⁸

Von diesen Zuwächsen neuer Freiheiten im Kontext der Individualisierung von Lebenswegen gehen auch neue Zumutungen und Zwänge aus. Das Individuum wird nun zum Entwurf und zur Inszenierung der eigenen Biografie genötigt. Die Aufgabe, dem Leben eine Form zu geben und diese Form mit Sinn zu füllen, ist eine „do it yourself“-Angelegenheit geworden.⁹ Daraus ergeben sich wiederum weitreichende

⁸ V. Pirker, fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie, Ostfildern 2013, 43.

⁹ Siehe hierzu ausführlich H. Keupp, Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft, in: Ch. Cebulj/J. Flury (Hg.), Heimat auf Zeit. Identität als Grundfrage ethisch-religiöser Bildung, Zürich 2012, 13–40.

Folgen für das Projekt der Identitätsfindung. „Sie geschah noch vor wenigen Generationen weitgehend durch An- und Einpassung an und in soziale, moralische und kulturelle Vorgaben. Identität ergab sich aus der Übereinstimmung mit einem fraglos vorgegebenen, relativ klar erkenn- und definierbaren äußeren Horizont. Identität bedeutete: Sich von etwas her verstehen, jemand sein in einem bekannten und von allen geteilten soziokulturellen Kontext, zu dem unter anderem an prominenter Stelle die Religion gehörte. Die Identität der Großgruppe, der man angehörte, war eine Herkunftsidentität, die sich durch Tradition bestimmte. Diese Tradition stellte das Individuum religiös in einen Zusammenhang, der vom Schöpfungsmythos bis zur Zukunftsidentität durch Jenseitshoffnung reichte. Die religiöse Sozialisation war entsprechend ein Sich-Angleichen an traditionsverbürgte Wahrheit.“¹⁰

Die Emanzipations- und Individualisierungsschübe des 20. Jahrhunderts haben dazu geführt, dass Identität nicht mehr als eine soziokulturelle Vorgabe erscheint, sondern das Ergebnis eines vom Subjekt zu leistenden Neuarrangements von Identifizierungsangeboten darstellt. Auf den ersten Blick erscheint diese Umstellung als späte Einlösung eines Versprechens, das zu Beginn der Moderne gegeben wurde: Verwandlung sämtlicher Voraussetzungen menschlichen Daseins in Resultate bewussten Wollens und Tuns. Versprochen wurde die Emanzipation von obrigkeitlich verordneten Formen der Existenz, die der kritischen Prüfung durch die autonome Vernunft nicht standhalten können. Fremdbestimmung wird ersetzt durch Selbstbestimmung. Der moderne Mensch will die Wahl haben – nicht nur in politischen Angelegenheiten. Er soll frei wählen können und aus sich machen dürfen, was er für sich als zu ihm passend ausgesucht hat.

Der tatsächliche Lauf der Welt hat jedoch nicht zur umfassenden Selbstermächtigung des Subjekts geführt. Die größer gewordenen individuellen Freiheiten sind keineswegs entkoppelt von gesellschaftlich bedingten Realisierungschancen. Ohne ein gesichertes Einkommen sind die neuen (Wahl-)Freiheiten nicht finanzierbar. Ohne den Erwerb qualifizierter Bildungsabschlüsse bleibt der Zugang zu gut bezahlten Jobs verschlossen. Und ohne eine frühzeitige Absicherung gegenüber dem Risiko der Berufsunfähigkeit wird das Fernziel der finanziellen Unabhängigkeit unerreichbar. Das eigene Leben ist kein Dasein im Sinne einer selbstbestimmten, allein dem Ich und seinen Vorlieben verpflichteten Existenz.

¹⁰ J. Kunstmann, Was ich geworden bin – was ich sein könnte, in: Ch. Cebulj/J. Flury (Hg.), Heimat auf Zeit, 218.

Zudem meint Individualisierung auch einen Zurechnungsmodus biografischer Störfälle. Die Widrigkeiten und Enttäuschungen des Lebens werden in die individuelle Selbstverantwortung überstellt. Un-erfüllter Partnerwunsch, schlechter Gesundheitszustand, geringer Rentenanspruch und drohende Altersarmut – an allem ist das Subjekt selbst schuld, denn es hätte sich frühzeitig beraten, aufklären lassen und vorsorgen können. Allein die Tatsache, dass alle wissen, dass es bei anderen Subjekten anders aussieht, lässt schicksalhafte Ereignisse als vom Subjekt vermeidbar erscheinen.

Moderne Gesellschaften rühmen sich gleichwohl der breiten Palette von Angeboten zur Steigerung des individuellen Selbstseins.¹¹ Dazu muss man dem Individuum geben, was ihm fehlt und was zu ihm passt. Erst dann kann es ein eigenes und authentisches Leben führen. Das Authentizitätsideal eines eigenen Lebens zielt auf die Freiheit von vorgeformten Verhaltensmustern und besteht im Kern in der Vermittlung des Gefühls von Stimmigkeit, Einzigartigkeit und Echtheit. Wer oder was jemand in Wahrheit und Wirklichkeit ist, ergibt sich dabei nicht aus einem Vergleich mit anderen Menschen. Normativ ist vielmehr sein Selbstverhältnis.¹² Authentisch ist nicht, wer zeigt, dass er anders oder ein Anderer sein will und dabei Maß nimmt an einem Ideal des Andersseins, sondern wer zu sich selbst, zu den eigenen Bedürfnissen, Interessen und Ängsten steht. Nachgefragt werden Ermöglichkeiten des Eigenseins und Eigensinns. Hoch im Kurs stehen Angebote, die sowohl die Erfahrung des Selbstseins als auch die Erfüllung der darauf gegründeten Erwartung des „Mit-sich-selbst-in-Einklang-Stehens“ verstärken. Optimierungen des Daseins tragen fortan den Charakter der Intensivierung des eigensinnigen Selbstseins.¹³

Wenn Identität im Erleben einer Selbstübereinstimmung wahrnehmbar werden soll, dann verlangt dies die Konsonanz des faktischen mit dem eigentlichen, des wirklichen mit dem wahren Selbst. Über das Wirkliche und Wahre kann man vorstoßen zum Eigentlichen. Aber wie lässt sich der Abstand zwischen einem faktischen Ich und einem wahren Selbst verkürzen? Bei der Beantwortung dieser Fragen versucht die Moderne nicht mehr, bei den für jeden Menschen (gattungs)typischen Anlagen anzusetzen. Vielmehr sollen die für den einzelnen Menschen

11 Vgl. *T. Garcia*, Das intensive Leben. Eine moderne Obsession, Berlin 2017.

12 Vgl. hierzu den instruktiven Überblick von *A. Kreutzer/Ch. Niemand* (Hg.), Authentizität – Modewort, Leitbild, Konzept, Regensburg 2016.

13 Vgl. *A. Reckwitz*, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

(individual)spezifischen Begabungen und Chancen entdeckt werden. Da aber Selbstverwirklichung ohne Selbsterkenntnis nicht erreichbar ist, stehen Anleitungen zur Selbstdiagnostik des fehlenden Passenden hoch im Kurs. Besonders attraktiv erscheinen Diagnosetools wie das „Enneagramm“, die psychologische Zugänge und spirituelle Traditionen legieren.¹⁴ Man greift hier nicht zum Beichtspiegel, um zu erkennen, welche Handlungen und Unterlassungen für das Selbstsein typisch sind. Lieber blickt man in den Spiegel der Seele und fragt sich: Was in mir lässt mich das eine tun und das andere unterlassen? Wer bin ich, dass ich zulasse, was ich nicht will, und dass ich verhindere, was ich anstrebe?

Ziel dieser Erkenntnis des faktischen Ich ist die Verwirklichung des eigentlichen Ich durch es selbst – bei gelegentlicher Assistenz durch Fortgeschrittene. Nachgefragt werden Angebote von Sinnagenturen und Identitätscoaches, die das ‚self-empowerment‘ ihrer Klienten respektieren und zum Bestandteil ihrer Sinnofferten erheben. Sie haben Erfolg, wenn sie dem Wunsch nach Selbstübereinstimmung entgegenkommen und die Verwirklichung dieses Wunsches mit einem hohen Anteil der Selbstbeteiligung ihrer Kunden ausstatten. Identitätsversprechen finden Gehör, wenn sie mit Akzeptanz-, Authentizitäts- und Intensitätsversprechungen aufwarten können. Denn was dem Menschen fehlt und was er erwartet, ist eine Hilfestellung mehr er selbst zu sein. Er will sein, was er schon ist – allerdings intensiver, klarer, stimmiger, eindeutiger. Der Imperativ „Du musst dein Leben ändern!“ geht ins Leere, weil sich das Leben ohnehin stets und ständig ändert – und zwar ohne eigenes Zutun.¹⁵ Veränderungsnötigungen steigern nicht die Innovationsbereitschaft, sondern erzeugen Vertrautheitsbedarf. Am meisten gesucht werden Vertrautheit mit sich selbst und Selbstvertrauen. Wenn man beides in der Gegenwart nicht mehr findet, bietet sich die Möglichkeit, sich der Zeiten und Orte zu erinnern, mit denen der Erwerb von Selbst- und Weltvertrautheit in der Vergangenheit verbunden war.

Heimat: Ferne Nähe

Für viele Zeitgenossen gilt Heimat als jener Zeit-Raum ihrer Kindheit und Jugend, in dem sie sich die Welt vertraut machten und dabei Selbst-

¹⁴ Vgl. R. Rohr/A. Ebert, *Das Enneagramm. Die 9 Gesichter der Seele*, München 46 2013. Zum Ganzen siehe auch Hans-Joachim Höhn, *Identität – Authentizität – Spiritualität*, in: *Pastoralblatt* 70 (2018), 302–307.

¹⁵ Dieser Aspekt bleibt weitgehend unberücksichtigt bei P. Sloterdijk, *Du mußt dein Leben ändern*. Über Anthropotechnik, Berlin 2009.

und Weltvertrauen entwickelten. Es geht um einen Lebensabschnitt, der zwar eine Bestimmungsmöglichkeit für das eigene Herkommen darstellt. Aber zugleich ist damit die Anzeige eines Abstandes verbunden. Der Ort, an dem man mit dem Leben und mit sich selbst vertraut wurde, ist in der Regel nicht mehr identisch mit dem aktuellen Lebensmittelpunkt. „Heimat“ ist eine Entfernungsangabe. Man ist fort- und umgezogen und hat andernorts ein neues Zuhause gefunden. Und wenn man besuchsweise oder anlässlich eines Familien- oder Klassentreffens in die alte Heimat zurückkehrt, wird jeweils klar, welche Distanz zwischen „damals“ und „heute“ liegt. Anfangs wird in gemeinsamen Erinnerungen gekramt („Weißt Du noch ...?“). Aber sehr rasch ist klar, wie sehr sich alles verändert hat. Da sich alle nicht gemeinsam verändert haben, endet auch diese Gemeinsamkeit, sobald der Bestand der Anekdoten aufgebraucht ist.

Ein Mensch kann in der Heimat, aus der er stammt, auf zweifache Weise selbst zum Fremden werden: Er kommt nach langer Zeit zurück und findet alles verändert vor, oder er kehrt nach vielen Jahren heim und nichts hat sich verändert – nur er selbst. In beiden Fällen löst die Heimat Befremden aus. Es passt nicht mehr zusammen, was einmal zusammengehörte. Wer von „Heimat“ spricht, verarbeitet stets auch das Fremdeln mit ihr. Fremde und Heimat – beides ist nur zusammen denkbar und erlebbar. Bleibt *in* der Heimat meist unbewusst, was *an* ihr Welt- und Selbstvertrautheit entstehen ließen, so lebt man in der Fremde *mit* der Heimat und dem Verlust des Vertrauten. Heimat ist präsent in der Weise des Vermissens. Sie erzeugt gemischte Gefühle und löst Phantomschmerzen aus.¹⁶ Sie meldet sich als Heimweh, als Sehnsucht nach dem Abwesenden, Vergangenen, Aufgegebenen. Von dieser Erfahrung erzählen sehr eindrücklich nicht nur Geflüchtete und Vertriebene, sondern ebenso Arbeitsmigranten, die freiwillig aufgebrochen sind. Es macht hier keinen Unterschied, ob man mit Gewalt aus der Heimat abgeschoben wurde oder ob man sie mit dem Mut der Verzweiflung aufgab, um andernorts etwas Besseres als den Tod zu finden.

Wer seine Heimat verlässt, gibt identitätsstiftende Zugehörigkeiten auf. Was sich in der Fremde zuerst einstellt, ist die wehmütige Feststellung, dass etwas fehlt, das zuvor unmerklich das Leben getragen hat. Darum wird kaum jemand erfahren, was Heimat ist, der sie nie verlassen hat oder dem sie nie genommen wurde. Vielleicht wird erst dann erfasst, was Heimat ist, wenn man sich noch einmal nach einem lebens-

16 Vgl. R. Gross, Heimat. Gemischte Gefühle. Zur Dynamik innerer Bilder, Göttingen 2019.

wichtigen Ort umdreht, an den keine Rückkehr möglich ist. Heimat ist eine Entzugserscheinung – was sie ausmacht und bedeutet, zeigt sich in ihrem Schwinden.

Die Beschwörung von Heimat wird in der Regel nicht durch die Erfahrung von Kontinuität und Stabilität bestärkt, sondern durch das Spüren eines Mangels. Auch hier geht es um das fehlende Passende. Wer im Heimatlichen Halt sucht, ist meist auf etwas aus, das bereits verloren ist, wovon man aber dennoch meint, es erhalten zu können. Insofern dokumentieren die inzwischen etablierten „Heimatministerien“ weniger den politischen Willen zur Sicherung eines kulturellen Zusammenhalts, sondern decken sein abgelaufenes Haltbarkeitsdatum symbolpolitisch zu. Das romantische Ensemble aus intakter Landschaft, lebendiger Tradition und bürgerlichem Gemein Sinn wird umso heftiger beschworen, je weniger es noch besteht.

Ohnehin ist zu bezweifeln, ob und inwieweit diese Größen überhaupt in regierungsamtliche Obhut genommen werden können. Oft geht es um ganz andere und sehr heterogene Themen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass unter dem Dach eines „neuen“ Ministeriums in einem vermeintlich einheitlichen Kompetenzbereich zusammengefasst wurde, was zuvor in unterschiedlichen Ressorts verwaltet wurde: Förderung von Ehrenamt und Brauchtum, Raumordnung und ÖPNV, Wohnungsbau und Breitbandkabel, Natur- und Denkmalschutz, Diversity-Management, Integration und Inklusion. Nicht weit ist dann der Schritt zur „Leitkultur“ und zum „Benimmkatalog“ für Migranten.¹⁷ Mit „Heimat“ hat die Politik einen Container aufgestellt, in dem unterschiedlichste Maßnahmen und Vorhaben gesammelt werden, die vor allem auf ein Unbehagen und eine Unzufriedenheit der Bevölkerung angesichts des ökonomisch-politischen „Abgehängtseins“ einer Region reagieren. Dem Wahlvolk wird signalisiert: Wir kümmern uns! Herkunft hat Zukunft – allerdings nicht ohne eigenes Zutun!

Politische Beschwörungen, wie das Überkommene zukunfts-fähig bleiben kann, scheitern ebenso häufig an der Realität wie Verklärungsversuche des Vergangenen. Das Ende der deutsch-deutschen Doppel-existenz liefert dafür ein Exempel. Für etliche DDR-Bürger ist die Wende 1989/90 nicht verklärungstauglich. Ihnen wurde nicht der Heimatboden unter den Füßen weggezogen, aber beinahe alles, was bisher darauf

17 Zur politischen Bemächtigung des Heimatbegriffs siehe auch J. AHRENS, Das Rätsel der Heimat. Zur gesellschaftlichen Haltbarkeit eines unentfalteten Begriffs in aktuellen Vorstellungen zur „Leitkultur“, in: F. Th. Brinkmann/J. Hammann (Hg.), Heimatgedanken. Theologische und kulturwissenschaftliche Beiträge, Wiesbaden 2019, 7–25.

stand und ihnen als beständig galt. Sie wohnen immer noch am selben Ort und stellen dennoch fest: Es macht Mühe, sich im Angestammten zurechtzufinden. Haus und Hof haben sie zwar nicht verlassen. Gleichwohl machen sie jene Erfahrung, von der sonst nur Auswanderer berichten: Sie befinden sich in einer neuen Welt. Sie behalten ihre Heimat, die plötzlich alles bisher Anheimelnde verliert. Ihre alte Weltvertrautheit nimmt Schaden – und ihr Selbstvertrauen auch. Eine kurze Phase der Nostalgie setzt bald darauf ein und eine „Ostalgie“-Welle schwappt vorübergehend durch die „neuen“ Länder. Es gibt Partys im FDJ-Design, landesweite Trabi-Treffen werden organisiert, längst abgeschriebene Konsum- und Haushaltsartikel wie die Kaffeemarke „Rondo“ und das Waschmittel „Spec“ tauchen wieder in Supermärkten auf.¹⁸ Es ereignet sich eine „dystopische“ Heimatpflege, die sich in zwei Stoßseufzern artikuliert: „Nichts ist mehr so, wie es war!“ – „Aber es war nicht alles schlecht!“ Dahinter stehen der offensive Versuch der Wiederaneignung scheinbar authentischer Alltagskultur und der defensive Versuch, einer Pauschalverurteilung der DDR-Geschichte entgegenzutreten. Das vermeintlich Authentische verleiht in der Retrospektive dem Vergangenen den Anstrich einer zumindest partiell guten alten Zeit.¹⁹

Eine Wiedergutmachung der erlittenen Beschädigung von Selbst- und Weltvertrauen ist damit allerdings nicht in Sicht. Die daraus entstehende Frustration manifestiert sich zeitverzögert, findet aber keine passende Adresse für die angelaufenen Schadensersatzforderungen. Die Anfälligkeit für fremdenfeindliche Parolen mag im Osten Deutschlands eine Wurzel darin haben, dass man sich trotzdem an jemandem schadlos halten möchte. Im Winter 2014/15 formiert sich dort die Protestbewegung „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes.“ Ihren größten Zulauf erhält sie in ostdeutschen Städten mit einem äußerst geringen Anteil islamischer Bürger*innen. Den Demonstranten ist der Islam dort so fremd wie das Christliche am Abendland. Aber das verhindert nicht, dass beide Religionen zur Projektionsfläche für Wende- und Heimattümelei und Überfremdungsangst gemacht werden.²⁰

18 Vgl. hierzu mit zahlreichen Beispielen *Th. Abbe*, Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er-Jahren (Hg. von Landeszentrale für politische Bildung Thüringen), Erfurt 2005.

19 Dass es auch im Westen Deutschlands einen solchen Trend gegeben hat, wird deutlich bei *A. Ludewig*, „Ostalgie“ und „Westalgie“ als Ausdruck von Heimatsehnsüchten, in: *G. Gebhard u. a.* (Hg.), Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts, Bielefeld 2007, 141–160.

20 Zum Hintergrund dieses Phänomens siehe *K.-S. Rehberg u. a.*, PEGIDA – Rechtspopulismus zwischen Fremdenangst und „Wende“-Enttäuschung?, Bielefeld 2016; *H. Vorländer u. a.*,

Verschwörungs- und Beschwörungsrhetoriken verwendet auch die sog. „Identitäre Bewegung“, die seit 2007 in Frankreich, seit 2014 in Österreich und Deutschland von sich reden macht und sich die Wahrung von sozialer und kultureller Identität auf die Fahne geschrieben hat: „Wir brauchen endlich wieder ein gesundes Verhältnis zu Patriotismus und Heimatliebe sowie echte Meinungsfreiheit. Viele Jahre dominierte die politische Linke den Medien- und Kulturbetrieb. Jetzt ist es Zeit, dass eine identitäre Gegenstimme auf die Bühne tritt. Heimatliebe ist kein Verbrechen, sondern etwas völlig Normales. Wir wollen, dass sich jeder offen und ehrlich zu seiner eigenen Kultur und Tradition bekennen kann, ohne dabei Ausgrenzung oder Diskriminierung erfahren zu müssen.“²¹ Ihre Mitglieder wollen die lokalen, regionalen, nationalen und europäischen Identitäten, Kulturen und Traditionen erhalten und wenden sich gegen eine seit Jahren stattfindende „Masseneinwanderung und Islamisierung“. Im Zentrum ihrer Forderungen steht der Erhalt der „ethnokulturellen Identität“, d. h. die Anerkennung und Achtung einer jeden Ethnie bzw. Kultur und ihrer Souveränität auf ihrem „angestammten“ Gebiet.

Für ideologiekritische Beobachter ist nicht zuletzt der hier behauptete Nexus von „Heimat“, „Identität“ und „Identitätsbewahrung“ aufschlussreich:²² Heimat und Identität werden vererbt, nicht erworben. Identität ist abrufbar aus lokalen, regionalen und nationalen Traditionen, die zueinander im Verhältnis konzentrischer Kreise stehen. Gegen eine von außen kommende Störung dieser Kreise sind Abwehrmaßnahmen zu ergreifen. Den Bezugsrahmen einer Identitätsbestimmung bilden die Koordinaten Volk, Raum, Heimat, Geschichte. Was aus diesem Rahmen fällt, kann nicht Kriterium für Zugehörigkeit sein. Kurzum: Identität gründet in Grenzziehungen. Sie bedarf des Schutzes ihrer Außengrenzen. Nicht nur die eigene, auch die Identität der Anderen ergibt sich aus Abgrenzungen. Was deren Identität ausmacht, besteht aus dem, was sie in Bezug auf das Besondere der eigenen Bezugsgruppe nicht aufzuweisen haben. Identität meint einen Selbstbezug, der eines

PEGIDA. Entwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung, Heidelberg 2015.

²¹ Quelle: <https://www.identitaere-bewegung.de/category/politische-forderungen/> (abgerufen am 11.06.2019).

²² Vgl. u. a. A. Speit (Hg.), Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten, Berlin 2018; B. Hafeneeger, Die Identitären – Vorübergehendes Phänomen oder neue Bewegung?, Berlin 2014; G. Hentges u. a., Die Identitäre Bewegung Deutschland (IBD) – Bewegung oder virtuelles Phänomen? (Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen Supplement Heft 3/2014), Berlin 2014.

„exklusiven“ Außenbezuges bedarf. Identität kann bedroht sein - von außen durch Aggression und Überfremdung, aber auch von innen, wenn Tür und Tor geöffnet werden für das Fremde und die Fremden.

Hier manifestiert sich ein vormodernes Konzept von Identität und Heimat.²³ Beide Größen sind Vorgaben, d. h. sie stehen für etwas Vorgegebenes, das überliefert und übernommen wird. Identität und Heimat sind Ausdruck eines Herkommens und Abstammens. Identitätsvergewisserung, und -sicherung orientieren sich an dem Indisponiblen dieser Vorgaben. Kern jeder Identität muss etwas sein, das für ein Individuum nicht zur Disposition steht und von einem Kollektiv nicht zur Disposition gestellt wird. Wer diese Identität wahren will, muss daher eine spezifische Form der Herrschaft über das Eigene ein- und ausüben. Diese besondere Selbstbeherrschung verhindert die Herrschaft der Anderen über das eigene Selbst. Der Verlust der Kontrolle über die eigene Identität wäre der größtmögliche Schadensfall. Nur maximale Selbstkontrolle sichert maximale Unabhängigkeit. Selbstkontrolle aber verlangt die Kontrolle der fremden Anderen, denn sie dürfen nicht zu Übergriffen auf die eigene Identität und Freiheit verleitet werden. Kontrolle heißt in diesem Fall nicht Unterwerfung, sondern in Schach halten, auf Distanz halten. Um Kontrolle über die fremden Anderen auszuüben, muss man sie nicht niederwerfen. Viel effizienter ist es, sie auszuweisen und fernzuhalten. Man muss nicht in ihr Territorium einmarschieren. Es genügen Grenzkontrollen und Maßnahmen der Abschreckung: Ausländer unerwünscht!

Einstweilen ist diese Position nicht mehrheitsfähig und mit dem von der Verfassung garantierten Recht auf Asyl nicht vereinbar. Vor diesem Hintergrund müssen die Größen „Identität“ und „Heimat“ in einer anderen, wenngleich auch problem erzeugenden Perspektive gesehen werden:²⁴ Asylsuchende sind mit wenig Gepäck unterwegs. Alle Besitztümer, die sich nicht zu Geld machen lassen, müssen sie zurücklassen. Oft können sie kaum mehr als das nackte Leben retten. Aber auch dann sind sie nicht völlig mittellos. Zu ihren Habseligkeiten zählt nicht, was sie mit Händen tragen können. Was sie in ihr Exil oder in ihre neue Heimat mitbringen, ist vielmehr all das, was sie in ihrem Leben trägt und was man ihnen nicht nehmen kann – biografische Prägungen und ethnische Zu-

23 Zur kritischen Auseinandersetzung mit diesem Konzept siehe ausführlich *H.-J. Höhn*, *Ich. Essays über Identität und Heimat*, Würzburg 2018, 77–90.

24 Zur folgenden Problemanzeige siehe *H.-J. Höhn*, *Wir sind anders! Wir sind gleich! Identität, Religion und Integration*, in: *Herderkorrespondenz spezial: Gelobtes Land. Wie Migration unsere Gesellschaft verändert*, Freiburg im Breisgau 2018, 24–27.

gehörigkeiten, moralische Überzeugungen und religiöse Bekenntnisse. Vielfach sind damit auch die Merkmale ihrer Identität verbunden – und ihre Fluchtgründe. In ihrem Herkunftsland machen sie die Erfahrung, dass man missachtet, bedroht oder vernichten will, woran sie ihre Identität festmachen. Ein Unterschied in der ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit, der ihre Identität (mit)bestimmt, wird für sie lebensgefährlich. Aber er kann sich als lebensrettend bei der Einreise nach Deutschland erweisen, wenn er als hinreichender Asylgrund anerkannt wird.

Damit beginnt eine Reihe von Paradoxien: Um im Aufnahmeland dauerhaft Schutz zu finden, müssen Verfolgte auf Unterschiede aufmerksam machen, die im Herkunftsland identitätsstiftend und lebensgefährdend waren. Wollen sie dort aber auf Dauer bleiben, müssen sie sich darauf einstellen, dass diese Unterschiede fortan nur begrenzt Beachtung finden. Von nun an wird von ihnen erwartet, dass sie sich an einem Ethos der Menschenwürde orientieren, das jeden Unterschied zwischen Menschen im Horizont einer je größeren Gleichheit und Gemeinsamkeit aller Menschen relativiert. Flüchtlinge und Asylanten werden damit konfrontiert, dass Unterschiede, die in ihrer alten Heimat zur Exklusion und Desintegration führten, zunächst die Aufnahme in eine neue Heimat ebnen. Auf Dauer aber entsteht daraus ein Integrationshemmnis, wenn ihr Bestehen auf Identitätswahrung nicht mit dem Gedanken der Gleichstellung anderer Menschen mit anderen identitätsstiftenden Unterschieden vereinbar ist.

Allerdings stehen die europäischen Aufnahmeländer ebenfalls vor einer besonderen Herausforderung. Denn zum Ethos moderner Gesellschaften gehört auch die Einsicht, dass die Wahrung von Identität durchaus die Anerkennung von Unterschieden impliziert. An ihnen lassen sich Selbstsein und Eigensein ihrer Bürger festmachen. Folglich dürfen identitätsbestimmende Unterschiede bei Integrationsbemühungen nicht übergangen werden. Der Umgang mit Unterschieden, an denen sowohl die Identität der Geflüchteten und Asylsuchenden als auch die Identität der sie aufnehmenden Gesellschaft festgemacht wird, spielt in den aktuellen Debatten um Migration und Integration eine entscheidende Rolle. Dabei wird meist auf eine Verhältnisbestimmung zurückgegriffen, die sich im Alltag bewährt hat: Identifizierungen verlangen Unterscheidungen und sind auf Erkennungszeichen des Verschiedenseins angewiesen. Identitätssicherungen verlangen eine Betonung und Pflege des Selbst- als Anderseins.

Scheinbar ist es unumgänglich, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. In diesem Sin-

ne verweist das Bemühen um Identitätssicherung eher auf Heterogenität als auf Homogenität. Erst nachträglich kommen Gemeinsamkeiten in den Blick. Wenn es aber ebenso zutrifft, dass Beheimatungen identitätsstiftend sind, kommt eine andere Logik ins Spiel. Hier gilt, dass die unbestreitbaren Unterschiede, welche die Unverwechselbarkeit eines Menschen ausmachen, umgriffen werden von Gemeinsamkeiten, die er mit anderen teilt. Wenn aber von Heimat nur dort gesprochen werden kann, wo Menschen etwas miteinander teilen und gemein haben, muss man ein neues Arrangement für die Verträglichkeit von Homogenität und Heterogenität finden. Geeignete Bilder und Narrative stehen hierfür noch kaum zur Verfügung. Es sei denn, man strapaziert erneut die Regenbogenmetapher oder man sieht sich im Bereich der Ästhetik um und wird in der Musik bei der Suche nach einem passenden Gleichnis für die mögliche Konsonanz von Differenz und Identität, Gemeinsamkeit und Teilhabe fündig: Die Partitur für ein großes Orchester ermöglicht eine vielstimmige Gemeinsamkeit. Der Klavierauszug einer Komposition erlaubt ein solistisches Agieren, kann aber Klangvielfalt und -fülle nicht ausschöpfen.

Wer allein an Unterschieden die eigene Identität fest macht, lässt sich auf eine heikle Praxis ein. Um zu bestimmen, wer man selbst ist, muss man angeben, was die anderen nicht sind. Nicht selten wird mit der Logik des Unterscheidens und Identifizierens daher die Bestimmung von Vorzügen und Defiziten verknüpft. Für die Identifikation der Anderen werden Unterschiede herangezogen, die den Anderen einen Mangel eigener Vorzüge attestieren. Wer aber zur Bestimmung der eigenen Identität immer nur angeben kann, was die anderen nicht sind, arbeitet jenen Kräften zu, die mit „identitären“ Unterschieden hantieren und daraus einen Vorwand für soziale Exklusionen und ideologische Diskriminierungen machen.

Exil und Exodus: Biblische Heimwege

Viele Christen lassen keinen Zweifel daran, dass es sich bei „Identität“ und „Heimat“ um zwei zusammengehörige Größen handelt. Sie bezweifeln auch nicht, dass in diesem Bündnis noch ein Platz frei ist für eine dritte Größe: Religion. Für sie steht außer Frage, dass Religion identitätsstiftend ist und dass man sich in ihr beheimaten kann. Weit hin dominiert auch im christlichen Kontext ein Verständnis von Identität, das auf Verwurzelung setzt und Heimat als existenzielles und kulturelles Wurzelwerk betrachtet. Nicht wenige Christen leitet die Sorge,

dass Beeinträchtigungen von Identität und Heimat auch den Glauben in Mitleidenschaft ziehen. Dieses Besorgnis kann sie in eine prekäre Nähe zu „identitären“ Heimatkonzepten bringen und sogar Sympathien für rechtspopulistische Strömungen entwickeln lassen.²⁵

Christen sind jedoch nicht gut beraten, eine Identitätslogik zu übernehmen, welche die Markierung von Differenzen ins Zentrum stellt und Identitätssicherung durch Abgrenzungen und Ausgrenzungen zu betreibt. Genuin christlich ist vielmehr die Überzeugung, dass es unter den Geschöpfen Gottes keine Unterschiede gibt, die nicht von einer je größeren Gemeinsamkeit umgriffen werden. Christen sollten auch auf Distanz gehen zu identitätsstärkenden Beheimatungen, die Identität und Heimat abhängig machen von der Verwurzelung im Überkommenen, von der Bekräftigung des Überlieferten oder von der Fortsetzung des Bestehenden. Bei diesem Gebrauch der Kategorien „Heimat“ und „Identität“ schwingen vor allem Konnotationen mit, die auf all jenes verweisen, was ein vorwärtsgehender Mensch hinter sich und was er allein im Modus der Rückwärtsgewandtheit wahrnimmt. Es gibt aber noch einen anderen Typus der Daseinsvergewisserung, der dem Ursprung und Erbe des Christentums viel mehr entspricht. Er stellt in Frage, dass Heimat nur retrospektiv bestimmbar ist. Er bezweifelt, dass es jenes Idyll jemals gegeben hat, das eine verklärende Erinnerung heraufbeschwört und Heimwege nur als Rückwege kennt. Vielleicht ging diese Alternative auch Ernst Bloch durch den Kopf, als er „Heimat“ definierte: „worin noch niemand war.“²⁶ Heimat ist eine Utopie: Wir wären gerne dort, wo wir noch nie waren! Heimat ist dort, wohin es uns zieht! Daher muss das Hier und Jetzt überschritten werden.

Ein solches „futurisches“ Konzept von Heimat fordert den Menschen dazu auf, sich auf einen Heimweg zu machen, dessen Ziel im Zukünftigen, Fremden und Unbekannten liegt. Von Heimat lässt sich nicht reden in der Zeitform des Präteritums. Das fehlende Passende hält

25 Siehe dazu S. A. Strube (Hg.), *Rechtsextremismus als Herausforderung für die Theologie*, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2015.

26 E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1978, 1628. Siehe hierzu auch G. Koch, Art. „Heimat“, in: B. Dietschy u. a. (Hg.), *Bloch-Wörterbuch*, Berlin/Boston 2012, 168–188. Blochs Formulierung klingt wie eine Zusammenfassung von Hebr 11, 13–16: „Voll Glauben sind diese alle gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben; nur von fern haben sie es geschaut und begrüßt und haben bekannt, dass sie Fremde und Gäste auf Erden sind. Mit diesen Worten geben sie zu erkennen, dass sie eine Heimat suchen. Hätten sie dabei an eine Heimat gedacht, aus der sie weggezogen waren, so wäre ihnen Zeit geblieben zurückzukehren; nun aber streben sie nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht ..., denn er hat für sie eine Stadt vorbereitet.“

die Zukunft bereit. Über das Gewesene und Überkommene muss man sich hinwegsetzen. „Heimat“ steht hier nicht für etwas Vorgegebenes, in das der Mensch hineingeboren wird und wo er kraft seiner Geburt das Recht der Zugehörigkeit besitzt. „Heimat“ bezieht sich vielmehr auf etwas Ausstehendes, das niemandem in der Weise des Hineingeborenwerdens zuteilwird.

Manches spricht dafür, dass Judentum und Christentum für diese „futura“ Heimat eintreten.²⁷ Abraham, dem Stammvater dieser Religionen, wird von Gott ausgerichtet: „Nicht dein Geburtsort ist dein Zuhause. Mache dich deshalb auf einen Weg in ein Ausland, das du nur auf dem Weg in deine Zukunft betreten kannst“ (vgl. Gen 12, 1–3). Wo die Bibel zu einer heilsgeschichtlichen Rückblende auf die „Heimsuchungen“ Gottes ansetzt, hat sie häufig Situationen der Heimatlosigkeit und Unbehaustheit im Blick.²⁸ An sie soll sich der Fromme erinnern, wenn göttliche Verheißungen in Erfüllung gehen: „Wenn du in das Land, das der Herr dir als Erbbesitz gibt, hineinziehst, ... sollst du vor dem Herrn, deinem Gott, folgendes Bekenntnis ablegen: Mein Vater war ein heimatloser Aramäer“ (Dtn 26, 1.5)

Für die frühe Christenheit ist „Heimat“ keine Herkunftsbezeichnung, sondern eine Zielbestimmung der Zukunft: „Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige“ (Hebr 13, 13–14).²⁹ Das zu dieser Zukunft passende Gefühl ist Fernweh („being homesick for a place you’ve never been“). Die Beziehung zum Bestehenden manifestiert sich in einer für Außenstehende befremdlichen Verbindung von Nähe und Distanz. Christen geben zu erkennen und bekennen, dass sie „Fremde und Gäste auf Erden sind“ (Hebr 11, 13). Wo sie die Welt als gastlich erleben, werden sie die damit verbundenen Freuden nicht ausschlagen. Aber jede Gastfreundschaft besteht nur auf Zeit und kann das Moment der Fremdheit nicht voll-

27 Vgl. J. Manemann, Migration und Exodus, in: ders./W. Schreier (Hg.), Religion und Migration heute, Regensburg 2012, 202–213. Zum Ganzen siehe auch K. Neumann, Art. „Heimat“, in: HGANT I, Darmstadt 2016, 259–261; A. Deeg u. a. (Hg.), Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2006, bes. 23–65; P. Schmitt, „Heimat“ – ein theologischer Begriff?, in: Theologie und Glaube 105 (2015), 162–178; M. Schambeck, Unbehauste Heimat. Von der Sehnsucht anzukommen, Würzburg 2017; M. Weinrich, Heimat und Heimatsuche. Theologische Reflexionen, in: Ökumenische Rundschau 68 (2019), 282–295.

28 Vgl. die prägnante Erörterung von Ch. Niemand, Von fremden Göttern und Menschen. Erfahrungen des Fremdseins in der Bibel, in: S. J. Lederhilger (Hg.), Auch Gott ist ein Fremder, Frankfurt am Main/Berlin 2012, 23–38.

29 Vgl. hierzu E. Grässer, „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13, 14). Erwägungen zur christlichen Existenz zwischen den Zeiten, in: M. Evang/O. Merk (Hg.), Aufbruch und Verheißung, Berlin/New York 1992, 213–230.

ends tilgen.³⁰ Endgültige Beheimatung verlangt die Entfristung von Zugehörigkeit und die Beständigkeit des Vertrauten. Nichts Innerweltliches ist jedoch von Dauer. Die Beheimatung, die Christen erstreben, hat daher ihren Anker im Unvergänglichen. Was nicht vergeht, liegt in der Zukunft und ist das Ziel ihres Fernwehs. „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ (Phil 3, 20). Dieses Fernweh ist jedoch nicht ein Ausdruck von Weltverachtung und keine Ausrede für fromme Weltflucht, sondern ermöglicht Beharrlichkeit und Zuversicht im Umgang mit den Widrigkeiten des Daseins.³¹ Eine Heimat im Glauben haben heißt nämlich: „Sich-festmachen in dem, was man erhofft“ (Hebr 11, 1). Beheimatung im Glauben bedeutet daher, nicht ganz bei sich zu sein! Im Hier und Jetzt sind alle Lebenslinien auf einen Fluchtpunkt ausgerichtet, der in weiter Ferne liegt. Vielleicht ist das, was der Mensch zu Lebzeiten „Heimat“ nennt, nur eine vorübergehende Unterbrechung seiner Exodusexistenz. Religion und Glaube müsste es dann nicht darum gehen, dass sich der Mensch in der Welt heimelig einrichtet. Vielmehr werden sie den Unterschied zwischen Vorläufigkeit und Endgültigkeit wachhalten, aus dieser Differenz ein kritisches Weltverhältnis begründen und Kraft geben für ein Leben zwischen Exil und Exodus. Gelingt dies, dann müssen Christen weniger bemüht sein, für den Glauben in dieser Welt eine Heimat zu finden, als dass sie sich viel eher selbst im Glauben beheimaten können. Dann wäre es auch für ihre Identitätssicherung zweitrangig, an welchen Ort es sie in dieser Zeit verschlagen hat.

Bibliografie

- Adamavi-Abo Ekué, A. u. a.* (Hg.), *Heimat(en)? Beiträge zu einer Theologie der Migration*, Zürich 2017
- Abbe, Th.*, *Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren* (hg. von Landeszentrale für politische Bildung Thüringen), Erfurt 2005
- Abrens, J.*, *Das Rätsel der Heimat. Zur gesellschaftlichen Haltbarkeit eines unentfalteten Begriffs in aktuellen Vorstellungen zur „Leitkultur“*, in: *F. Th. Brinkmann/J. Hammann* (Hg.), *Heimatgedanken. Theologische und kulturwissenschaftliche Beiträge*, Wiesbaden 2019, 7–25
- Bauer, Ch.*, *Heimat in einer offenen Welt? Ressourcen für ein spätmodernes Kohärenzgefühl*, in: *S. A. Strube* (Hg.), *Das Fremde akzeptieren*, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2017, 153–168
- Berlis, A.*, *Heimat und Heimatlosigkeit – ein Blick in die Geschichte des Christentums*, in: *Ökumenische Rundschau* 68 (2019), 319–326
- Bloch, E.*, *Das Prinzip Hoffnung*. Bd. 3, Frankfurt am Main 1978, 1628

30 Vgl. *A. Berlis*, *Heimat und Heimatlosigkeit – ein Blick in die Geschichte des Christentums*, in: *Ökumenische Rundschau* 68 (2019), 319–326.

31 Zum Ganzen siehe auch *H.-J. Höhn*, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2012.

- Brinkmann, F.Th./Hamann, J.* (Hg.), Heimatgedanken. Theologische und kulturwissenschaftliche Beiträge, Wiesbaden 2019
- Cebulj, Ch./Flury, J.* (Hg.), Heimat auf Zeit. Identität als Grundfrage ethisch-religiöser Bildung, Zürich 2012
- Costadura, E. u. a.* (Hg.), Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion, Bielefeld 2019
- Deeg, A. u. a.* (Hg.), Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2006
- Dietschy, B. u. a.* (Hg.), Bloch-Wörterbuch, Berlin/Boston 2012
- Evang, M./Merk, O.* (Hg.), Aufbruch und Verheißung, Berlin/New York 1992
- Garcia, T.*, Das intensive Leben. Eine moderne Obsession, Berlin 2017
- Gebhard, G. u. a.* (Hg.), Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts, Bielefeld 2007
- Gross, R.*, Heimat. Gemischte Gefühle. Zur Dynamik innerer Bilder, Göttingen 2019
- Grässer, E.*, „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13,14). Erwägungen zur christlichen Existenz zwischen den Zeiten, in: *M. Evang/O. Merk* (Hg.), Aufbruch und Verheißung, Berlin/New York 1992, 213–230
- Hafeneger, B.*, Die Identitären – Vorübergehendes Phänomen oder neue Bewegung?, Berlin 2014
- Hasse, J.* (Hg.), Das Eigene und das Fremde. Heimat in Zeiten der Mobilität, Freiburg im Breisgau/München 2018
- Hemel, U./Manemann, J.* (Hg.), Heimat finden – Heimat erfinden. Politisch-philosophische Perspektiven, Paderborn 2017
- Hentges, G. u. a.*, Die Identitäre Bewegung Deutschland (IBD) – Bewegung oder virtuelles Phänomen? (Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen Supplement, Heft 3/2014), Berlin 2014
- Höhn, H.-J.*, Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2012
- , Ich. Essays über Identität und Heimat, Würzburg 2018
 - , Identität und Heimat. Schlaglichter auf eine prekäre Beziehung, in: Ökumenische Rundschau 68 (2019), 309–318
 - , Identität – Authentizität – Spiritualität, in: Pastoralblatt 70 (2018), 302–307
 - , Wir sind anders! Wir sind gleich! Identität, Religion und Integration, in: Herderkorrespondenz spezial: Gelobtes Land. Wie Migration unsere Gesellschaft verändert, Freiburg im Breisgau 2018, 24–27
 - , Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung, Darmstadt 2006
- Junge, M.*, Individualisierung, in: *V. Steenblock* (Hg.), Zeitdiagnose (Kolleg Praktische Philosophie, 3), Stuttgart 2008, 70–101
- Karl, K./Ubrig, Ch.* (Hg.), Zwischen Heimat und Fremde. Auf der Suche nach dem eigenen Leben, Münster 2019
- Keupp, H.*, Beheimatung als Identitätsarbeit in einer entgrenzten Welt, in: Theologie und Glaube 105 (2015), 104–121
- , Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft, in: *Ch. Cebulj/J. Flury* (Hg.), Heimat auf Zeit. Identität als Grundfrage ethisch-religiöser Bildung, Zürich 2012, 13–40
- Koch, G.*, Art. „Heimat“, in: *B. Dietschy u. a.* (Hg.), Bloch-Wörterbuch, Berlin/Boston 2012, 168–188
- Kreutzer, A./Niemand Ch.* (Hg.), Authentizität – Modewort, Leitbild, Konzept, Regensburg 2016
- Kunstmann, J.*, Was ich geworden bin – was ich sein könnte, in: *Ch. Cebulj/J. Flury* (Hg.), Heimat auf Zeit, 218
- Lederhilger, S.J.* (Hg.), Auch Gott ist ein Fremder, Frankfurt im Breisgau/Berlin 2012
- Ludewig, A.*, „Ostalgie“ und „Westalgie“ als Ausdruck von Heimatsehnüchten, in: *G. Gebhard u. a.* (Hg.), Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts, Bielefeld 2007, 141–160
- Lübbe, H.*, Zivilisationsdynamik. Ernüchterter Fortschritt – politisch und kulturell, Basel 2015

- Manemann, J.*, Migration und Exodus, in: *ders./W. Schreer* (Hg.), Religion und Migration heute, Regensburg 2012, 202–213
- */Schreer, W.* (Hg.), Religion und Migration heute, Regensburg 2012
- Neumann, K.*, Art. „Heimat“, in: HGANT I, Darmstadt 2016, 259–261
- Niemand, Ch.*, Von fremden Göttern und Menschen. Erfahrungen des Fremdseins in der Bibel, in: *S.J. Lederhilger* (Hg.), Auch Gott ist ein Fremder, Frankfurt im Breisgau/Berlin 2012, 23–38
- Pirker, V.*, fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie, Ostfildern 2013
- Reckwitz, A.*, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017
- Rehberg, K.-S. u. a.*, PEGIDA – Rechtspopulismus zwischen Fremdenangst und „Wende“-Enttäuschung?, Bielefeld 2016
- Rohr, R./Ebert, A.*, Das Enneagramm. Die 9 Gesichter der Seele, München 2013
- Schambeck, M.*, Unbehaute Heimat. Von der Sehnsucht anzukommen, Würzburg 2017
- Scharnowski, S.*, Heimat. Geschichte eines Missverständnisses, Darmstadt 2019
- Schmitt, P.*, „Heimat“ – ein theologischer Begriff?, in: Theologie und Glaube 105 (2015), 162–178
- Sloterdijk, P.*, Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Berlin 2009
- Speit, A.* (Hg.), Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten, Berlin 2018
- Steenblock, V.* (Hg.), Zeitdiagnose (Kolleg Praktische Philosophie, 3), Stuttgart 2008
- Strube, S. A.* (Hg.), Das Fremde akzeptieren, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2017
- (Hg.), Rechtsextremismus als Herausforderung für die Theologie, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2015
- Vorländer, H. u. a.*, PEGIDA. Entwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung, Heidelberg 2015
- Vorländer, M.* (Hg.), Sehnsuchtsort Heimat, Leipzig 2018
- Weinrich, M.*, Heimat und Heimatsuche. Theologische Reflexionen, in: Ökumenische Rundschau 68 (2019), 282–295